

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 24

Artikel: Sommer
Autor: Heller-Laufer, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640357>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 24
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
15. Juni
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Sommer.

Von R. Heller-Laufer.

Wandern, wandern, wandern.
Voll Sonne ist die Welt.
Komm wir wollen wandern
Ueber Flur und Feld.

Wir tanzen mit im Sommerreigen
Und geben uns ganz der Freude zu eigen.
Wir stimmen ein in all' das Klingen,

In all' das Summen, Zirpen, Singen.
Wir haschen auf den gold'nen Matten
Die ewig wandernden Wolken Schatten.
Wir kühlen uns in des Baches schnellen
Erquickenden, neckenden Glitzerwellen.
Wir ruhen unter stillen Bäumen
Und schauen den Himmel und feiern und träumen,
Bis auch wir voll Sonne sind.

Wandern, wandern, wandern,
Die Welt ist ja so weit.
Komm, wir wollen wandern
Ohne Ziel und Zeit.

„Robinsonland“

Ein Roman von Wilhelm Poed.

17.

Zwei Tage später empfing Pastor Edleffen zwei Briefe, einen vom Staatsanwalt Nautilus und einen von dessen Frau.

Der Staatsanwalt schrieb mit steifen Worten, daß plötzlich eingetretene Verhältnisse die sofortige Anwesenheit seiner beiden Söhne an seinem Dienstort notwendig machten, und ersuchte um deren sofortige Abreise, indem er sich höflich für die ihnen gewährte Gastfreiheit und die in ihrem Interesse verschwendete Zeit bedankte. Zugleich bat er um die Mitteilung der gehaltenen Auslagen und des Pensionspreises. Der Brief war mit der Schreibmaschine geschrieben. Als Pastor Edleffen ihn gelesen hatte, schüttelte er sein mächtiges Haupt und murmelte vor sich hin: „Da fehlt bloß noch 'ne Journalnummer drauf. Dann wär's ein richtiger amtlicher Erlaß.“

Aber sein zum Lächeln verzogenes Gesicht nahm einen anderen Ausdruck an, als er den zweiten Brief geöffnet hatte. Er umfaßte nicht weniger als sechzehn Seiten. Der weitaus größere Teil enthielt die Darstellung des ganzen Leichtsinns der vier Jungen, die nun, nachdem der drohende Blick sich anscheinend eine Zeitlang im Gewölke habe verteilen wollen, doch noch von seinem Schlage ereilt worden seien. Der ganze

Brief war ein Aufschrei der Verzweiflung. Er schloß mit einer Bitte:

„Um mich wankt alles. Mein Mann kann mir keinen Trost und Halt geben. Ich will sie auch nicht von ihm. Das werden Sie begreifen. Ich bin ihm eine treue und hingebende Frau gewesen, die ganzen langen fünfzehn Jahre unserer Ehe hindurch, obwohl es, ich erkenne das jetzt in seinem ganzen kalten Licht, nicht Liebe war, die mich an ihn band. Wenigstens nicht die Liebe, die er vielleicht glaubte von mir zu empfangen. Jetzt erst erkenne ich, wie innerlich fremd wir uns während des besten Teils unseres Lebens gewesen sind. O, Sie werden fühlen, welche Ueberwindung es mich kostet, das gerade Ihnen zu schreiben. Aber es ist ein Bekenntnis. Es muß heraus. Ich muß wieder mutig und innerlich frei und selbständig werden, denn ich, ich allein, habe fortan zu meinen Söhnen zu stehen. Dabei müssen Sie mir helfen. Sie sind der einzige, zu dem ich Vertrauen habe. Sie forderten mich in Wittbün auf, Ihnen mein Herz auszuschütten. O, dies Schuld- und Sorgenherz, wie feige war es, das nicht zu tun. Alles hätte vielleicht noch anders kommen können. Der Staatsanwalt, der ja schon, allerdings durch äußere Motive, zur milden Auffassung der ganzen Sache geführt war, wäre durch eine Aussprache mit Ihnen

12